Zeitschrift: Berner Rundschau: Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik

und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 2 (1907-1908)

Heft: 21

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Umschau

Politit. Im politischen Getriebe ift die Ermahnung, die Polemik von der Entschiedenheit und Frische nicht ins Maß= und Formlose, ins Wilde überschlagen zu lassen, ein oft wiederkehrender Ordnungs= ruf, für den die Berechtigung nachzuweisen keine Schwierigkeiten bietet. Fruchtbringen= der vielleicht noch wäre ein anderes: ein Abkommen von jener Anschauung, die eine politisch=journalistische Federführung fast in keiner andern Weise sich denken fann, denn als Polemik, als parteibe= wußtes Gebell aller Tage, als Ber= pflichtung und Beflissenheit, auf jeden Laut des Gegenmanns im andern Lager drüben mit dem sozusagen zugehörigen Widerlaut zu antworten. Was da denn Rührigkeit bedeuten sollte, wird am Ende langweiligste Monotonie und namentlich vollendete Fruchtsosigkeit. Lieber ein gelegentlicher derber Hosenlupf mit einigem Zuviel als jenes unablässige automatische Gegerr und Gekläffe, in dem ichlieglich alle Abstufungen von Wort und Sache sich geistlos verwischen und das Bedürfnis der Steigerung sofort rettungslos ins Knotige hinüberführt. Die Berflechtung in diesen Betrieb hat Abstumpfung, nicht Kraftbewahrung zur Folge, für die Produzierenden wie für die "Genießenden" und das politische Leben ganz aus Opposition täuscht wie nichts anderes über das Mak des eigenen Bermögens, mundet unter den Geften äußersten Befämpfens in eine gewisse Knechtschaft unter den Geist des Gegners aus, von dem man sich den Stoff der Debatte, die Erregung vorschreiben lägt. Und überlegene Technik der Polemik zieht dann aus der törichten sofortigen Berbeißung der gesamten jour= nalistischen oder sonstigen Gegnerschaft in jeden ihrer hingeworfenen Broden die größten Gewinne. Der führende Polemifer erscheint über die Tatsachen hinaus als geistig schöpferisch und die unausgesett

mit ihm sich Herumbalgenden versäumen das Denken aus wirklich eigenen Mitteln.

Die Männer der Presse würden gut tun, ohne auf ihr Recht, ja ihre Pflicht des Temperaments zu verzichten, auf ihre Arbeitsweise der Momentaneität, doch sich etwas stärker der wissenschaftlichen Art verwandt zu fühlen, jeder für sich einen innersten Kreis der Ruhe, der Unabhängig= feit vom Belieben der Gegnerschaft sich zu schaffen. Sie können unmöglich verpflichtet sein, tägliche Aufführungen in der politischen Balgerei zu veranstalten, Berufsborer ihres Bekenntnisses zu sein; sie muffen als Bestes die Neigung und das Vermögen besitzen, ihre und ihrer Geistesgenossen Auffassung politischer, so= zialer, allgemein kultureller Dinge in so feiner Stille, wie Künstlerschaft zur Arbeit sie liebt, aus Eigenem abzuklären und hinzustellen. Es muß weit häufiger ge= schen, daß die Betrachtung sich ruhig und besinnlich aus sich selber herausspinnt, nicht aus dem polemisierenden Gegensat aum just letten Wort des Gegners, daß fie über Person und Name sich hinaus= hebt und die Sache allein erschaut, daß ihr dann die eigenen Quellen aus erquidender Stille herausrauschen und der Lärm des Meinungenmarktes auf ein Weilchen wenigstens verhallt. Das würde kein Abrüsten bedeuten, Rüstungsverstärkung vielmehr, ein wirkliches Eigen= leben der Partei, für den Journalisten eine längere Bewahrung der Wortfrische in der nicht zu alltäglich gewordenen, durch stete Wiederholung sich abschleifen= den Polemik. Wir hätten es dringend nötig, daß über dem politischen Artikel der politische Essai sich erhöbe mit schwererem geistigem Gewicht und bedachterer literarischer Fassung, eine Publizistik der tieferen Berankerung und weiteren Um-Voraussetzung dazu ware für Gebende und Nehmende die Befreiung von jener Vorstellung, welche in der Politik einzig die Polemik, den steten Hin= und Gegenruf, den hallenden Zussammenprall, das Rausen, die schmetterns den Hiebe erblickt, welche weniger die Hirne geputzt, als die Muskeln derb geschwellt sehen will.

Runstpslege. In einem Artikel über "Bolkskunst und Ansichtskarten" (B. R. Heft 11, 07.) haben wir den Wunsch auszgesprochen, die öffentlichen Kunstsammzlungen möchten an einigen Tagen der Woche dem Publikum kostenfrei zugängzlich sein. Es gereicht uns zur Freude mitteilen zu können, daß gerade Luzern, dem wir den Borwurf allzugroßer Extlusivität machten, eine Anderung beschlossen hat. Das Kunstmuseum im Ratzhaus ist künstig an zwei Nachmittagen zu freiem Besuch geöffnet.

Einem zweiten Wunsche, dem wir schon öfter Ausdrud verliehen, icheint wenigstens in einem Falle die Erfüllung nahe. Wir meinen die Erschließung unserer Runft= sammlungen durch billige, gute und zahl= reiche Reproduktionen. Nach einem Bor= trage von herrn Professor Dr. Weese, dessen aufopferndes Wirken das Kunst= interesse im engern und weitern Berner= land schon sichtlich gefördert hat, faßte die Lehrersnnode von Kerzers, Aar= berg und Laupen eine Resolution, die billige gute Reproduktionen von allen Bildern des Bernischen Kunstmuseums verlangt. — Wir hoffen bald den guten Erfolg dieser Resolution anzeigen zu fönnen. J. C.

IX. Schweizerisches Tontunftlerfest in Baden.

I.

Die beiden letzten Tage des Monats Mai waren diesmal für die Tagung des Schweizerischen Tonkünstlervereins ausersehen worden. Und der Himmel bewies durch ein überaus freundliches Gesicht seine Zustimmung nicht nur mit den Beschlüssen unserer Herren Komponisten, sondern auch mit ihren musikalischen Taten. Und zwar mit gutem Grunde; denn kaum eine gestrenge Kritik fand Ursache, die wohlwollende Glätte der Stirn mit den Runzeln ernstlichen Mißfallens zu vertauschen. — Gleich der Eindruck des Werkes, das die erste Aufführung, das Solisten= und Chor= konzert vom 30. Mai, eröffnete, dürfte als aukerordentlich günstig bezeichnet werden: der als Pianist bereits rühmlichst bekannte Badener Emil Fren, der ichon lettes Jahr mit tüchtigen Klaviervariationen vertreten war, bewies in seinem Trio in f-moll für Alavier, Bioline und Cello (gespielt von ihm und den herren Frit Sirt und Engelbert Röntgen), daß seine kompositorischen Ziele eine bedeutende Ver= tiefung erfahren haben. Gewiß trägt das Werk noch nicht den Stempel der Vollen= dung, es fehlt ihm noch ein wenig an der Geschlossenheit der Erfindung sowohl wie des Zusammenwirkens der Instrumente; aber es zeigt Ideen von ausgesprochener Charafteristif und Schönheit und durchweg einen frischen, natürlichen Zug. — Zwei Werke, die an Bedeutung an das Trio Freys nicht heranreichten, gleichwohl aber auf ihrem Gebiete als gelungene, frische und temperamentvolle Kompositionen be= zeichnet werden fonnen, folgten in Frit Rarmins "Büte dich" für Baritonsolo (Berr Boepple), gemischten Chor und Kla= vier (Volkslied nach "des Anaben Wunderhorn") und José Berrs gemischten a capella-Chor "Schlagende Herzen" (Ged. v. Otto Julius Bierbaum). Das Werk eines traftvoll empfindenden und über die Aus= drucksmittel souveran gebietenden Kompo= niften lernten wir in dem von Frl. Elfe de Gerzabek virtuos vorgetragenen Präludium für Klavier in des-dur von Emma= nuel Moor tennen, hervorragende Er= zeugnisse einer äußerst feinsinnigen, trok Sugo Wolfschen Einflusses doch durchaus originellen Liedkunst in vier Liedern am Klavier von Othmar Schoed: "Abschied" (Uhland), "Erinnerung" (Eichendorff), "An meine Mutter" (Mörike), "Wanderlied der Prager Studenten" (Eichendorff). Bringip der kunftvoll durchgebildeten Begleitung läßt den jungen Komponisten doch niemals das auf der Gesangstimme liegende Hauptgewicht außer acht lassen, und ein höchst feinfühliges Berständnis für den poetischen Gehalt der Dichtungen läßt ihn Tonbilder von überzeugender, eindring= licher Charakteristik schaffen. In herrn Rudolf Jung aus Basel fanden die Lieder einen verständnisvoll nachschaffenden Inter= preten. — Es folgten drei gefällige, wenn auch weniger bedeutende Lieder für ge= mischten Chor a capella von Jacques Ehrhart "Wenn zwei sich lieben" (Ged. v. Wilh. Jordan), "Augustnacht" (Fr. Alf. Muth) und "Morgengloden" (Bogel v. Glarus), denen sich in Albert Meners Sonate für Violine und Klavier — vorbildlich vorgetragen von Henri Marteau und Willy Rehberg - wiederum ein fünstlerisch vollwertiges Werk anschloß. Der St. Galler Komponist verarbeitet mit reifer Kunst ein reiches, wenn auch vielleicht nicht immer ganz ungezwungen fließendes thematisches Material, nament= lich der zweite Satz — Andante birgt Partien von wunderbar gesanglicher Schönheit, während der dritte, Allegro marcato ein flein wenig das befannte Schicksal so vieler Schlußsätze teilt, ein leichtes Nachlassen inneren Schaffenstriebes zu verraten. Den würdigen Abschluß des ersten Konzertes bildeten drei prächtige Gefänge für Frauenchor, Alavierbegleitung. Flote, Sorn und Bratiche von Sans Suber — ausgeführt durch die Herren Fr. Niggli, Christoph Ron, Wilhelm Ziegler und Joseph Ebner — "Widerhall" (Ged. a. d. J. 1609), "Altes Marienlied" (mit alter Melodie) und "Gesang der Nymphen" (Nach Bödlin von R. Wadernagel). Wenn icon sich nicht leugnen läßt, daß die eigen= artige Begleitung der drei Gefänge in der Ausführung nicht gang Strich hält mit der Schönheit der Idee, so hat hans huber doch wiederum in diesen Chören Werke von erstaunlicher Lebensfrische und Stim= mungsprägnang geschaffen, Werke, die für die einschlägige Literatur in der Tat eine wertvolle Bereicherung bedeuten.

> * II.

Das zweite Konzert, die Kammer= musikaufführung vom 31. Mai vor= mittags $10^{1/2}$ Uhr, brachte als erste, hoch= bedeutende Nummer das Streichquartett Nr.2 in d-dur von Alexander Denéréaz in Lausanne, gespielt von dem Lausanner Streichquartett der Herren A. Birnbaum, F. Keizer, A. Bott und T. Canivez. Nach einem etwas klassisch anmutenden Ansang weiß das Werk in durchaus moderner Weise ein prägnantes Ideenmaterial interessant zu verarbeiten. Sehr gelungen ist ein ansfänglich sugierter Trauermarsch (Sat II), voll origineller Gedanken und kontrastereicher Einfälle der Schlußsat: Vivo, mit dem etwas prätensiösen Zusat "à la Berlioz."

Auf das großzügige Instrumentalwerk folgten als angenehme Abwechslung sieben Lieder am Klavier von Walter Cour= voisier, in deren Bortrag sich Frl. Maria Philippi (1-4) und Herr Vaul Böpple (5-7) teilten. Alle verraten ein starkes, ausgesprochenes Talent, das sich allerdings noch mehr auf die Seite einer innigeren, durch die ersten vier Lieder vertretenen Sentimentalität, als auf die des Pathetischen, Großzügigen zu neigen scheint. Von den sieben Liedern — "Altitalienisches Sonett" (Geibel nach Dante?), "Gode Nacht" (Th. Storm), "Die junge Witwe" (Klaus Groth), "Die Stadt" (Th. Storm), "Sehnsucht nach Vergessen" (Lenau), "Feuer vom himmel" (Peter Cornelius), "Neues Leben" (Wilh. Bert) - möchten wir, so viel schönes auch die anderen bieten, die Palme den beiden plattdeutschen, Nr. 2 und 3, reichen, in denen die tiefe Stimmung der Dichtungen ganz wundervoll getroffen ist. — Wiederum kam in der dritten Num= mer die Instrumentalmusik zu Worte mit einer Sonate in d-moll für Rlavier und Violine von Frit Brun. Der Komponist gehört fraglos zu denen, die in ihrer Musik tatsächlich etwas zu sagen haben: seine Themen sind lebensvoll und von ausge= sprochener Charakteristik und fließen aus einem reichen, fast nie versiegenden Quell. Aber gerade in diesem Reichtum besteht eine leichte Gefahr für den Komponisten: seine Sate merden zu lang ausgesponnen, es wird ihm schwer im rechten Zeitpunkt sich zum Schluß entschließen zu können.

Es gabe mehr, wenn es weniger brachte. Tropdem: ein bedeutendes Werk voll her= vorragender Schönheiten. - Die reine Alaviermusik war auch in diesem Konzert vertreten und zwar mit einer Phantasie für zwei Klaviere über ein Thema aus der Oper "Le Devin du village" von J. J. Rousseau. Das vom Komponisten und der Genfer Pianistin Mme. Marie Panthès virtuos vorgetragene Werk will weniger der Ausdruck eines tiefen seelischen Lebens sein, als einer Reihe glänzender piani= stischer Ideen in allerdings sehr geschickter und geschmadvoller Weise Wirklichkeit verleihen. Die imposante Komposition fand eine sehr freundliche Aufnahme. - Mit seinem Frühlingstanzreigen für Bokal= quartett und Alavier "La régine avrillouse" hat der Berner Meister C. Munginger ein Werk geschaffen, das sich in feinsinnigster und verständnisvoller Weise dem Ton des Gedichtes anschließt. Ohne jemals der Schablone zu verfallen, weiß er mit den bescheidenen Mitteln des einfachen Quar= tetts das warme stark pulsierende Leben dieses Hymnus der Ausgelassenheit musi= kalisch zu verkörpern. Das Basler Vokal= quartett der Damen Fr. Ida Huber=Petsold und Frl. Maria Philippi, sowie der Herren E. Sandreuter und P. Böpple wußte zu Dr. Hans Hubers Begleitung dem reizvollen Werke eine vortreffliche Ausführung zu leihen. — Den Schluß des II. Konzertes, das die Kräfte der Hörer auf eine nicht leichte Probe ftellte, machte Sans Subers ichon früher gehörte "Sonata lirica" für Geige und Klavier, meisterhaft gespielt von Senri Marteau und Frau Ellen Saatweber= Schlieper.

III.

Das Solisten-Chor= und Orchesterkonzert vom Sonntag Nachmittag (31. Mai)
wies ein nicht minder abwechslungsreiches
Programm auf. Den Anfang machte eine Fr. Hegar zugeeignete Serenade für klei=
nes Orchester (op. 1) von Othmar Schoeck.
Das geist= und witssprühende Werk, das
äußerlich noch einen gewissen Einfluß
Regerscher Kunst nicht verkennen läßt, dos
kumentiert sich im Grunde doch als ein

entschieden originelles, selbständigem Den= fen und Fühlen entsprungenes Runstwerk. Als Kompositionen tleinen Stils schlossen sich ihm zwei schon früher in Zurich ge= hörte Lieder Ernst Islers "Abend" und "Erwacht", von Berrn Juftus Bürli= mann zu des Komponisten Begleitung gesungen an, nicht leichte aber tief und echt empfundene Tonbilder. - Ein für den Musiker außerordentlich interessantes. wenn auch dem größeren Publikum weniger Anregung bietendes Werk folgte mit Georg Haesers siebenteiliger Kanon= Suite für Streichorchester. Die hier von dem Bafler Theoretiter geleistete Arbeit ist in ihrer Art bewunderungswürdig, nicht nur wegen der erstaunlichen, fast asketisch=selbstlosen Arbeit, die es fertig gebracht hat, Kanons in allen sieben Interwallen zu schaffen, sondern auch weil der Komponist es verstanden hat, die starre Form bis zu einem gewissen Grade mit charafteristischem Leben zu füllen; gleichwohl wird diesem Erzeugnis eines großen Könnens wohl schwerlich jemals der Lohn einer auch nur bescheidenen Popularität zuteil werden.

Nach einem gemischten a capella-Chor von Louis Zehntner "Lob der Frauenschönheit", der, einen von Heinrich Leuthold nachgedichteten Text des Hadlaub
benuhend, gleichwohl den Ton altdeutscher Minnepoesie kaum zu treffen weiß, folgten
mit Gustav Niedermanns "Korsenbildern" für gemischten Chor und Orchester, krastvoll empfundene, originelle Kompositionen; zu wünschen wäre nur, daß der
talentvolle Komponist noch hie und da nach einer Verseinerung seiner tonalen Sprache streben möchte.

Nach zwei weniger geglücken Liedern Emil Freys "Hortense" und "Ostersmorgen", über deren wenig gesanglichen, das Klavier stark bevorzugenden Stil auch der trefsliche Bortrag von Frau Marie Burgers Mathysnicht hinwegtäuschen konnte, boten wiederum Borzügliches die beiden Schlußnummern: Henri Marsteaus Chaconne op. 8 für Bratsche und Klavier, vom Komponisten und Frau

Ellen Saatweber=Schlieper mit ungeheu= rem Erfolg für den uns demnächst verlassenden Nachfolger Joachims gespielt, und der nachgelassene 137. Psalm "Un den Wassern zu Babel saßen wir" für Sopran= solo, gemischten Chor und Orchester von Sermann Göt. Wir lernten hier ein Werk kennen, das es verdiente, dem bleibenden Besitstand der musikalischen Literatur dieser Richtung eingereiht zu Denn wenige Kompositionen dürften sich finden, die in gleicher Weise es vermocht hätten, die ungemein fraft= vollen und kontrastreichen Stimmungen semitischer Psalmendichtung musikalisch zu Die Aufführung durch den verförpern. gemischten Chor Baden war von dem verdienten und umsichtigen Festdirektor des Tonkunftlerfestes, Herrn Musikdirektor Carl Bogler, aufs liebevollste und ge= wissenhafteste vorbereitet, und in Fräulein Clara Wyß stand ihr eine Solistin zur Berfügung, die mit feinstem Berftandnis und bedeutenden stimmlichen Mitteln ihrer dankbaren Aufgabe gerecht zu werden mußte.

ilber den "unmusikalischen" Abschluß des Festes machen wir hier nur mit zwei Schlagworten eine kurze Andeutung: Bankett im Kasino und Feuerwerk am Schartenfels; von dem musikaslischen Teil des Festes aber dürsen wir erst Abschied nehmen, nachdem wir auch dem zugleich zum

Burcher Mufitleben gehörenden, ju Ehren des Schweizerischen Tonkunstler= pereins veranstalteten Festkonzert des "Gemischten Chors Burich" unter Bolt: mar Andreaes Leitung noch einige Worte gewidmet haben. Bei der gleichen technischen Meisterschaft, wie sie seine Serenade dokumentierte, zeigt Othmar Schoeds an erster Stelle aufgeführte Ratcliff=Duvertüre doch einen gänzlich verschiedenen Charafter: die dort vor= herrschende humorvolle, geistreich wikige Seite überwiegt hier der pathetische Ausdrud, die große, dramatische Linie. Aber hier wie dort tritt eine Echtheit des Ge= fühls, eine stete Wahrheit und Natürlichfeit des musikalischen Ausdrucks zutage, die zu den besten Erwartungen für die fernere Entwicklung des jungen Roms ponisten berechtigen.

Nicht so einverstanden konnten wir uns erklären mit Carl Heß' "Nähe des Toten" für Chor und Orchester (Ged. v. Just. Kerner). Rein musikalisch betrachtet, wird niemand in dem Schöpfer des Werkes den ersahrenen und geschickten Komponisten verkennen, aber als sinngemäßer Verstonung des wundervollen Gedichtes wird man sich ihr gegenüber kaum anders als ablehnend verhalten können. Wo bleibt in der Musik, die doch gerade hier so viel sagen könnte, die sinnige, weltentrückte Zartheit und Durchgeistigung der Dichstung?! Die "Geister lieben" doch gewiß nicht mit Pauken und Posaunen.

Mit interessanten und geistvollen "Improvisationen" für Orchester, war Emprovisationen" für Orchester, war Emprovisationen" für Orchester, war Emprovisationen" für Orchester, war Emprovisionen und interester woll erstaunlicher Kraft und Fülle "Vidi aquam" für Chor, Orgel und Orchester Friedrich Klose. Mit den Mitteln einer bewunderungswürdigen Instrumentationskunst weiß der Komponist den Hörer fast unmittelbar in die Sphäre einer mystischzgeheimnisvollen Religiosität zu erheben; und innerhalb dieser Sphäre ist eine Kunst des Ausbaus, der Steigerung entsaltet, die in der neueren Kunst gleicher Richtung ihresgleichen suchen dürfte. —

Würdig schloß sich als Abschluß des ersten Teils des Konzertes, eine Sinsonie in h-moll von Friz Brun, den wir bereits als Komponisten einer Geigenssonate kennen lernten, an. Auch hier handelt es sich um die Schöpfung eines bedeutenden, ernst strebenden Künstlers, der hervorragende Ideen mit technischer Meisterschaft zu verarbeiten weiß, nur schadet Brun sich auch hier wieder selber durch allzu große Längen.

Der zweite Teil brachte ein französsisches Chorwert von Joseph Lauber, "Le Paradis perdu" für Soli, Frauenchor und Orchester (tiré du conte d'Andersen intitulé: Le Jardin du Paradis), ein frans

zösisches Werk nicht nur der Sprache, sondern auch dem Geiste nach; denn es zeigt bei vollendeter Grazie und Eleganz namentlich der orchestralen Behandlung doch einen leichten Mangel an eindring= licher Tiefe, wie sie der dichterische Vor= wurf auf keinen Fall ausschließt; immer= hin ein äußerst liebenswürdiges Werk voll einschmeichelnder Schönheiten, dem es nicht an einem dankbaren Publikum fehlen wird. Die Solopartien waren aufs beste vertreten durch Frau Emmn Tronon = Blaesi (Sopran) und Herrn Charles Tropon (Tenor) aus Laufanne, der Chor durch die Damen des Gemischten Chors Zürich. An der Orgel faß unser Altmeifter Joh. Lut.

Wenn wir zum Schluß einen furzen Rückblick auf die musikalischen Ereignisse des 30. und 31. Mai und 1. Juni 1908 werfen, so können wir mit gutem Recht sagen, daß sie im ganzen dem künstlerischen Schaffen in der Schweiz aufs neue ein schönes und ehrendes Zeugnis ausgestellt haben.

W. H.

Berner Musikleben. Das philhar= monische Orchester aus Berlin und Dr. Richard Strauß. Bor ausverkauf= tem Hause hat dieser weltberühmte Ton= förper auch in Bern konzertiert. Alle An= sprüche, die an ein Orchester gemacht werden können, als: Klangichönheit, Ton= fülle, virtuose Beherrschung des Technischen in allen Instrumentgattungen, absolute Reinheit und Präzision, sie alle befriedigt dieses Orchester gleichsam selbstverständlich. Rommt noch wie hier dazu, daß die 70 Mitwirkenden Künftler sind, Künftler nicht nur in der Beherrschung ihres Instrumentes. sondern auch im rein Musikalischen, Musiker, die den Intentionen ihres Dirigenten feinfühlig nachzuleben wissen, so ist eine tech= nisch und musikalisch bedeutende Wieder= gabe eines Werkes alter oder neuer Schule ermöglicht, wie sie nur selten gehört werden fann. Dieser Tonförper ift zu allem bereit, was an ihn herantritt, und vor allem ist er von solcher Sensivität und besitt ein solch großes Anpassungsvermögen, daß hier der Dirigent als solcher, in seiner inspiratorischen Eigenschaft in eminentem Maße hervortreten kann, daß er hier den Stempel seiner Persönlichkeit tieser einzusprägen vermag als irgendwo, daß er hier alles eigene, das er zu sagen hat, unumslichränkt zum Ausdruck bringen kann.

An der Spike des philharmonischen Orchesters stand diesmal Dr. Richard Strauß. Wer die lette Zeit musikalischer Entwicklung verfolgt hat, der weiß Strauß als genialen Komponisten zu schätzen und sieht in ihm den einzigen deutschen Rom= ponisten großen Stils, der noch neues zu geben weiß, der italienischen und franzö= sischen Tondichtern den Ruf noch streitig zu machen vermag. Nicht zum mindeften, um diese Persönlichkeit aus der Rabe zu seben, um den Zauber seiner Eigenart zu empfinden, um die herrlichen Werke, die das Programm bot, in seinem Geiste wiedergegeben zu hören, im Geiste des Modernsten der Modernen, hatten sich so zahlreiche Zuhörer eingefunden. Aber ich muß gestehen, Richard Straug hat mich als Interpret und Dirigent enttäuscht. Nicht war es etwa seine durchaus ruhige. beinahe strenge sachliche Art der Direktion. die wenig Begeisterndes hatte, sondern vielmehr das Unpersönliche, das aus der Wiedergabe der Werke herausklang. So namentlich in der Beethovenschen Sym= phonie. Strauß hat zwar von den ersten Taften an mit aller Tradition gebrochen, aber das Neue, Eigene, wo blieb das? Der erste Sat klang durchaus unruhig, abgehadt, der zweite war breit, schwer, und entbehrte des Flusses, im 3. Sat allein kam etwas originelles hinzu, aber nur auf der Linie der technischen Aus= feilung, die allerdings bezaubernde Wir= fung hervorbrachte, während der 4. Sat wiederum zu breit, zu schwer erschien, bis dann ganz am Schluß eine rasche Steigerung den Eindruck blendender Birtuosität her= überhaupt scheint Strauß die porrief. Eigenart zu besitzen, kleine Teile aufs Keinste auszufeilen, sie aber unter sich nur gang äußerlich zu verbinden, so daß das Ganze nie fließend zum Ausdruck gelangt; und ferner die Eigentümlichkeit, Steige= rungen bis zum Außersten zurückzuhalten, um dann am Schluße zu einem mehr monströs wirkenden, als überwältigenden Kulminationspunkt zu gelangen. Das zeigte insbesonders das "Borspiel und Schlußszene" aus Tristan und Isolde, das man von einem kleineren, weniger gut besetzten Orchester schon wirkungsvoller hören konnte. Es sehlt auch die Singstimme zu sehr in der Schlußszene.

Aber Strauß besitzt auch äußerst wohlstuende Dirigenten-Eigenschaften: Präzision, Strafsheit, seiner Geschmad und selstverständliche Bewältigung auch der schwersten Aufgaben. Unter diesen Zeichen stand denn auch die Aufführung seiner eigenen genial angelegten Komposition: "Till Eulenspiegel", sowie in seinster Aussührung Wagners "Charfreitagszauber". Merkwürdig zu diesem ganzen Programm nahm sich die Lisztsche I. Rhapsodie aus; sie verdarb trotz ihrer Bedeutung an dieser Stelle die Stimmung. E. H—n.

Bürcher Theater. Im Pfauen= theater wurde jungft an einem Ein= akterabend Baul Mongrés Satire "Der Argt seiner Chre" wieder zu Ehren gezogen und erwies aufs neue seine starke Bühnenwirkung als eine der witigsten, wenn man will auch frechsten Berhöhn= ungen des Ehrbegriffs. Da dem Stud Subermanns "Frigen" vorausgegangen war, tam diese satirische Farbung des Mongreschen Einakters doppelt zum Bemußtsein - das Satgripiel nach ber Tragodie. Der dritte Einakter, der den Abend beschloß, "Liebesquartett" von Leo Leng, der sich geschmadvoll "ein Aft gemütvoller Sausmusit" nennt, ist eine ziemlich nichtsnutige Sache. Sie liebt einen Seldenschauspieler, er amufiert sich auf der Reise; Schauspieler und Ehe= mann aber treffen bann wieder zusammen bei der Kammerzofe, die dem Hausherrn die Abende, welche Madame im Theater zubringt, und dem Schauspieler die Sonn= tagnachmittage, an denen er nicht zu spielen hat und sich deshalb zu Tod lang= weilt, verfürzt. Talent zum Schwantartigen läßt sich Leo Leng nicht absprechen;

aber die feinen Finger zum Lustspiel hat er nicht.

Einen recht iconen Wilde = Abend bekamen wir fürzlich zu genießen. Bur Wiederholung der "Salome" hatte man die Aufführung der kleinen dramatischen Dichtung "Eine Florentinische Tragodie" gesellt. Diese Arbeit Oscar Wildes ist vor beiläufig zwei Jahren in deutscher übersetzung von Max Menerfeld uns geboten worden; ob das Original, das der Testamentsvollstrecker Wildes Robert Roß unter andern dramatischen Entwürfen fand, das aber nicht identisch ist mit demjenigen Manustript, welches Wilde noch in der letten Zeit vor seiner Katastrophe unter den Händen hatte und welches auf rätselhafte Weise verschwunden sein soll — ob das Original schon gedruckt ist, weiß ich nicht; es wäre angenehm, an gewissen Stellen die englische Fassung mit der Verdeutschung vergleichen zu können, obschon man im Ganzen durchaus den Eindruck einer sorgfältigen, treuen, die dichterischen Schönheiten glücklich nach= bildenden übertragung erhält. Als ein Fragment bezeichnet man gemeinhin das Stud. Mit der Buhnenbemerfung "Der Gatte tritt ein" hebt die Dichtung an. Das ist ungewöhnlich, gewiß; nur beißt der Verfasser Oscar Wilde, und was nach dieser fzenischen Anweisung folgt, ift von einer solchen Kunft der Klarmachung der Situation, der Knüpfung der psychologi= schen Fäden, der Entwicklung der Aftion, daß man das Abrupte des Eingangs völlig vergift und sich dem Dichter bedingungs= los hingibt.

Der Kaufherr Simone trifft, was er sicher berechnet hat, bei seiner Gattin Bianca den einzigen Sohn des Machtshabers von Florenz, Guido Bardi, einen bekannten unbedenklichen Wüstling. Jest handelt es sich für ihn darum, diesen gefährlichen Konkurrenten seines Sheglücks in den Augen seiner Gattin, der der schmucke Galan besser behagt als der ewig nur um sein Geschäft sich mühende, äußerslich glanzlose, bereits alternde Gatte, im eigentlichsten Sinne des Wortes auszuseigentlichsten

stechen. Er wiegt ihn, Guido, zunächst in falsche Sicherheit ein, spielt den Krämer, ben harten, pedantischen Chemann; dann geht er nach und nach in die Offensive über, und auf einmal stehen sich die bei= den Rivalen mit dem Degen in der Hand gegenüber. Und Simone macht Guido kampfunfähig. Dann greifen sie zum Dolch, und bald liegt Guido unter ber Faust Simones zu Boden, und unter dem eiser= nen Griff von Simones Sänden verhaucht Guido sein verwüstetes Leben. Den un= nüten Patrizier hat der Kaufherr, der Bertreter des Standes, der Florenz groß und reich gemacht, bei Seite geschafft. So hat Simone sein Geschäft mit Guido in Ordnung gebracht. Nun zu Bianca! Was Simone bezwedt, hat er erreicht: er hat sich die Sochachtung, die Bewunderung seiner Gattin zurückgewonnen. "Warum hast du mir nicht gesagt, daß du so start?" — kommt es staunend über ihre Lippen. Und Simone antwortet fragend: "Warum haft du mir nicht gesagt, daß du so schön?" Auch er hat eine neue Schätzung für seine Frau gefunden. Sinfort wird sie mehr nur als seine brave, spinnende Hausfrau fein.

Das ist dieses Stück. Das Epigrammatische des Schlusses wäre vielleicht von Wilde in der endgültigen Fassung beseitigt worden und eine breitere Motivierung an dessen Stelle getreten. Aber auch dieses Blizartige der psychologischen Wendung hat seinen Reiz, und das Auditorium stieß sich keineswegs an ihr, sondern zollte wahrhaft begeisterten Beisall. Die Wiedersgabe wurde von den Herren Ehrens und Nowotny und Frl. Herterich siegreich bestritten.

Einen ausgezeichneten, unbestrittenen Erfolg errang sich am 29. Mai bei ihrer Uraufführung Emanuel v. Bodmans dreiaktige Tragödie "Der Frembling von Murten" (im Druck erschienen bei Julius Bard in Berlin). Der Schauplat ist das vom Heere Karls des Kühnen besdrängte Murten. In den Verlauf einer Nacht ist das Drama hineingespannt. Der historische Moment bleibt aber durchaus

Folie für das seelische Geschehnis, zu dessen Beugen uns der Dichter macht; das Ent= scheidende, was er aus diesem Hintergrund gewinnt, ift die Stimmung des furcht= baren Ernstes, die den Inhalt und den Wert des Lebens in eine besonders klare und scharfe Beleuchtung rudt. Im Angesicht des Todes erhält die Bilanz unfres Lebens mit ihren Gewinn= und Verluft= posten ihre besondere Eindrücklichkeit. In zwei Häuser Murtens führt uns Bod= man hinein: in das des Ratschreibers Schöni und das des Bürgermeisters Rudela. Dort sehen wir einen hochfliegenden Mann in der Kraft seiner Jahre gekettet an eine tüchtige, aber jedes höhern Schwunges bare Frau, die nur eine Sorge tennt: daß ihr Gatte nicht mehr rechtgläubig in ihrem Sinne ift. In diesem Manne hat die schwere Not der Zeit all das Heldenhafte, das die Ehe in ihm gebunden, wieder gewedt; das Bild seines Vaters, der einst den Tod an der Birs in mutigem Kämpfen gefunden hat, steigt vor ihm auf und da= mit auch die Erinnerung an seine eigenen reichen Jünglingsjahre, die ihn in welschen Landen einen neuen Geist schauen und verehren ließen, und zu denen die "grauen Jahre" in Murten einen so empfindlichen Kontrast bilden. Um so stärker und berückender leuchtet daher eine Gestalt aus seiner Murtner Existenz heraus: die der Bürgermeisterstochter Lisbeth. In ihr hat einst der bereits Verheiratete ein Wesen kennen gelernt, das seinen feurigen, freien Geist verstanden hat; aber die strenge Pflicht war dann zwischen ihn und sie getreten und hatte sie getrennt. Jest jedoch, wo der Tod jeden Augenblick seinem in die Enge geratenen Leben ein Ziel segen kann, jest möchte Beinz noch ein einziges Mal dem herrlichen Mädchen ins Auge schauen, gleichsam einen letzten Glücksstrahl mit ins ewige Dunkel nehmen. Der Zufall beschert ihm diese Zusammen= kunft rascher als er gehofft. Er tritt ins Saus des Bürgermeisters. Sier entrollt sich uns ein ganz anderes Bild ber Che. Rudela ist mit seiner Frau und Tochter aufs innigste seelisch verbunden; und dies sein reines Glück kommt ihm gerade jett, wo es vielleicht so bald zur Rüste gehen wird, doppelt zum Bewußtsein. Wie dort der Tod den Blick für das unwiedersbringlich Verlorene, so schärft er ihn hier für das Gewonnene, glücklich Besessene. Und nun verslechten sich die Lebensschicksale dieser beiden Familien just in dieser für Sein oder Nichtsein Murtens entscheidenden Nacht in tragischer Weise.

Die Begegnung zaubert Heinz und Lisbeth alle die Süßigkeiten ihres einstisgen Zusammenseins vor die Seele; und mächtig bricht sich die verhaltene Liebe Bahn ihn ihren Herzen, und über Pflicht und Rücksichten hinweg, die die Sitte zwischen ihnen errichtet, reichen sie sich die Hände, und auch den höchsten, letzten Genuß pflückt sich ihre Liebe . . .

Sart tritt die Gattin zwischen die beiden Liebenden, und das Familienglück des Bürgermeisters erleidet den furcht= barsten Schlag; denn an die Reinheit seiner Tochter hat er stets felsenfest geglaubt. So gerät das Reich der wahren Liebe in den ichwersten Konflift mit dem Reich der ge= sellschaftlich geheiligten Sitte. Wer soll ihn lösen? Mur Einer: der Tod. Aus den Armen Lisbeths reißt sich Heinz, das süße Glüd der einen, wahrhaft gelebten Nacht in der Seele, von Lisbeth los, um der Stadt Murten, in der er sich bisher als ein Fremdling vorgekommen und die ihm nun auf einmal der Behälter seiner höch= ften Seligkeit, seine wahre Beimat gewor= den ist, seinen Dienst als Retter in der höchsten Not zu weihen. Er übernimmt das Kommando bei einem für den An= führer auf jeden Fall tödlichen Ausfall zur Entsetzung eines Thores, das allein noch die Verbindung mit dem anrückens ben zürcherischen Ersatheere ermöglicht. So geht Being in den Heldentod.

Mit einer in ihrer einfachen Klarheit bewundernswerten Konsequenz entwickelt Bodman dieses dramatische Geschehen; die reiche, dichterisch durchempfundene Diktion der Jambensprache hebt das Ganze auf eine gleichbleibende Höhe des ernsten, großen Stils. Nichts Schematisches haftet den Figuren an, und die Leidenschaft spricht ihre bezwingende Sprache. So war denn der Eindruck ein außerordentslich starker und tieser. Um die stilvoll inszenierte Aufführung erwarb sich Frl. Herterich als Lisbeth besonders leuchtende Berdienste.

Intimes Theater Bern. Der mo = ralische Teeabend. Posse von Dr. Stilgebauer.

Man denke: Stilgebauer, der berühmsteste Romanschriftsteller, Stilgebauer, der das Buch der Jettzeit geschrieben hat (eigentlich sind's viere), Stilgebauer, der auf dem Bücherregal Bongs seinen Platz direkt neben der goldenen Klassikeraussgabe hat (unverwüstlich, unzerreißbar, auf holzsreiem Papier gedruckt), dieser Stilgebauer gewährte Bern die Ehre der Uraufführung seiner Posse "Der moralische Teeabend". Bern war dieser Ehre würzbig: ein dicht besetzes Haus, stürmischer Beisall, Stilgebauer! Stilgebauer! Der Herr Dichter war zufrieden.

Am Ende des Studes: zwei Brautpaare und drei neu versöhnte, gerührte Chepaare. Und die Handlung des Stüdes: Studienreise des tit. Vorstandes des "Bereines der angewandten Moral zur Bekämpfung der Unsittlichkeit in Wort und Bild" durch der Großstadt Lafter= höhlen. Und die Moral: Man kann straucheln, selbst wenn man Sittlichkeits= wächter ist. Es ist flar, daß solch frei= geistige Ideen das Publikum sofort ge= winnen, und daß dann die "gute Gesinnung" allzu leicht für die ungenügende dramatische Behandlung akzeptiert wird. Sonst wäre doch eine bedenkliche Geistesarmut, ein allzu träger Fluß der Handlung und eine stellenweise allzu große Billigkeit in der Personenschilderung zu rügen. Zwei Atte bestehen so ziemlich blos aus aneinander= gereihten Couplets, und die beiden andern Afte aus aneinandergereihten Unwahr= scheinlichkeiten. Aber ich vergesse ja die Gesinnungstüchtigkeit . . . Es war also recht unterhaltsam, und von einer Posse verlangt man ja nicht mehr.

Eine Uraufführung (für die Schweiz) von ungleich größerer Bedeutung bildete die

Wiedergabe von Michael Andrejasnoffs russischem Revolutionsdrama "Kotsjol". Kotjol — das ist der Kessel, in dem wir alle leben. "Ein ungeheurer, brodelnder Kessel, von fürchterlichen Gluten erhitzt. Die heißen Wasser brodeln und wallen und Blasen steigen auf — und allerlei Dinge treiben darin umher: Menschen und Schicksel, Kadaver und Fleischen — recht viele blutige Fleischsehen"... so sah der 28jährige russische Dichter das Leben. Er selbst starb an Lungenschwindsucht du Beginn dieses Jahres in Davos.

Wie Gorki in seinem Nachtasyl gibt Andrejanoff nur Szenen, Bilder. Bilder aus der Revolution, Schilderungen des Fanatismus, der den Tod als willtom= menen Erlöser begrüßt und dem Töten glückliche Pflicht heißt. Die fleischge= wordene Leidenschaft, die körpergewordene besinnungslose Begeisterung wandelt über die Bühne. Dort die unbarmherzige Regierung, die Staatsgewalt, die inner= lich vor Furcht blaß gerüttelt wird und die schonungslos über die Leichen aller wegidreitet, die sich ihr entgegenstemmen, hier die Revolutionäre, die in ihrer freudigen Todesverachtung stolz ihr Haupt tragen und deren Herz jauchzend der Morgenröte der Befreiung entgegenschlägt. Freiheit, Mensch sein dürfen - mehr verlangen sie ja nicht. Es sind gang gewaltige Szenen, die Andrejanoff mit außerordent= licher Bühnenkenntnis geformt hat, Szenen, die von blutrotem Scheine erfüllt find, die in ihrer lebendigen Wirklichkeit aufs tiefste ergreifen. Aber sein "Ressel" ift mehr als nur ein wirksames Theater= stüd, man hört flehende Sehnsucht, alles zwingende Liebe zu Rufland, zu Ruflands Jugend aus ihm klingen und auch innere Gebrochenheit, lastende hoffnungslofigfeit. Die einzelnen Geftalten find wunderbar plastisch gesehen, keinem seiner Menschen fehlt das rote Blut, fehlen die Muskeln, Adern, Nerven, und der Eindruck unmittelbarster Wirklichkeit entgleitet Nächtliche Berschwörerberatungen, Berhaftungen, Bomben, Barrikadenkämpfe,

Blut, Rauch, Pulver, dröhnende Schüsse und dazwischen eine wundersam seine Liebe zwischen zwei jungen Menschen, die im Kampse ihr Leben lassen . . . Unter Direktor Fischers umsichtiger Regie fand das Drama eine sehr tüchtige Aufführung.

St. Gallen. Die Bahl ber Denfmäler in unserer Stadt, mit Ausnahme des Broder=Brunnens und des Badian=Stand= bildes durchwegs von schlichter Art, ist vermehrt worden durch einen Dent= stein mit Medaillon-Bildnis von Dr. Bernhard Wartmann, aufgestellt im schönen Stadtpark, mit einer kleinen Feier enthüllt am 24. Mai. Bernhard Wartmann, am 8. Dezember 1830 in seiner Vaterstadt St. Gallen geboren, wirkte von der Eröffnung der ft. gallischen Rantonsschule im Jahre 1856 bis zu seinem am 3. Juni 1902 erfolgten Tode an jener Anstalt als Professor der Naturgeschichte, war 1863-77 Reftor ber Schule, seit 1868 Präsident der st. gallischen natur= forschenden Gesellschaft, seit 1873 Direktor der naturwissenschaftlichen Sammlungen der Stadt und während der Dezennien seiner Wirksamkeit in unserer Stadt die Seele aller naturwissenschaftlichen Bestrebungen in Stadt und Kanton. Durch 42 Jahre hindurch hat er die Jahrbücher der ge= nannten Gesellschaft redigiert. Mit Ih. Schlatter verfaßte er eine fritische über= sicht der Gefäßpflanzen der Kantone St. Gallen und Appenzell; von fultur= und sprachgeschichtlichem Werte find seine Beiträge zur ft. gallischen Bolksbotanik. Auf einem mächtigen erratischen Blod. der vom Alpstein in unser niedrigeres Gelände heruntergewandert ist, so gemäch= lich wie Einer, der unbändig Zeit hatte, ist das von Bildhauer S. Geene in St. Gallen modellierte, in Erz gegossene Medaillon= Bildnis eingefügt. Es hält die höchst charakteristischen Büge bes Mannes ber Wissenschaft und Schule in Treue fest. F.

hermann hesse-Abend in Bern. — "Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede. Der Mensch wirkt alles, was er vermag, auf den Menschen durch seine Per= sönlichkeit, die Jugend am stärksten auf die Jugend; und hier entspringen auch die reinsten Wirkungen." Am Abend, nach dem Hermann Hesse im Berner Großrats= saal seine Dichtungen vorgelesen hatte, fand ich beim Blättern in Goethes "Wahr= heit und Dichtung" zufällig wieder diesen Satz. Die reinsten Wirkungen . . . An einem schwülen Maiabend hat Hesse vor= gelesen. Die Luft lag schwer, drudend im Saal, und in drangvoller Enge scharten sich die Zuhörer um das lorbeergeschmückte Podium, auf dem Hesse stand. Mühsam holte man Atem in der stickigen Luft und wünschte fast im stillen, Anfang und Ende des Vortrages möchten zusammenfallen. Als aber Sesse begann, mit seiner klaren, leisen Stimme, als er mit seinen schlichten Worten einfach und herzlich "Die Le= gende vom Feldteufel" erzählte, da vergaß man die beengende Schwüle um sich her, ließ sich vom Dichter in die the= baische Wüste führen, wo ein armer, sehn= süchtiger Feldteufel so heiß nach dem Gott verlangte, der die Liebe ift. Und wie der Feldteufel niemanden fand, der ihm den Weg zu Gott gewiesen hätte. Dann las Sesse Gedichte, wenige nur, aber reiffte Gaben seiner Muse. Weiter die Schilderung eines Erlebnisses in einem oberrheinischen Städtchen: Rarneval, eine Erzählung, die Hesse von seiner befanntesten Seite zeigte: dem Hinüber= träumen von der Gegenwart in die Bergangenheit, dem Untertauchen in der Er= innerung, die feltsame Uhnlichkeit des Jetigen mit dem Ginstigen heraufbeschwört. Und endlich eine wundervolle, symbolische Erzählung: Monte Giallo, die mit ihren meisterlichen Schilderungen des Hochgebirges tiefen Eindruck machte. Der Mensch wirkt alles, was er vermag, durch seine Versönlichkeit . . . Bei Hesse hatte man das Gefühl: das ist ein Freund, ber zu euch gekommen ift, um Freude zu bereiten. Den nicht der Ruhm rief, der nicht glänzen wollte, sondern der euch mit vollen, warmen Sänden geben will, was aus seinem reichen Bergen fließt. G. Z.

Im Zürcher Künstlerhaus brachte die fünfte Serie, die bis 21. Juni noch dauert, vor allem eine Kollektion von Gemälden, Radierungen und Lithographien Wil= helm Steinhausens, des in Frankfurt seit Dezennien lebenden Künstle rs Spricht man von ihm, so denkt man in erster Linie an seine Schöpfungen religiöser Art. Mit frommem Gemüt hat sich Stein= hausen namentlich in Gegenstände aus der Geschichte Jesu versenkt; den Seiland in seiner hoheitsvollen, milden, dem Menschen gütigen Gestalt und Art zur Darstellung zu bringen, ihn in seiner tröstenden Kraft auch dem heutigen Bewußtsein eindrücklich zu machen — darauf geht Steinhausens Absehen. Eine feine Milde und herzliche Zartheit geht von diesen Schöpfungen aus; man fühlt ihnen das seelische Mitschwingen ihres Schöpfers Etwas germanisch Treuherziges, Schlichtes, Gemütvolles eignet der reli= giösen Kunft Steinhausens. Von Uhdes Christusbildern geht eine größere Kraft. etwas Energievolleres aus als von denen Steinhausens; beiben dem 62jährigen Steinhausen wie dem jüngst zum Sechzig= jährigen avancierten Uhde, ist aber ge= meinsam der Wille, eine religiose Runft zu geben, die dem modernen Bedürfnis nach dem Menschlichen mehr als nach dem Übernatürlichen und Wundermäßigen in der sog. heiligen Geschichte entgegenkommt, nach dem, was über Zeit und Dogma hin= weg auch heute noch als Leben schaffend und Trost gewährend empfunden und er= faßt werden kann. Daß der einfachen, auf malerische Probleme und Feinheiten wenig erpichten Kunst Steinhausens die Lithographie ein besonders dankbares Substrat bietet, versteht man; mit von seinen ausdrucksvollsten, innigsten reli= giösen Schöpfungen hat er bem Stein anvertraut; und diese Steindrucke haben weite Berbreitung gefunden. In der Ausftellung feffelten auch einige Radierungen pon echtem seelischem Gehalt. Eine Reihe von Landschaften boten nach der kolori= stischen Seite hin wenig Überraschendes: sie zeigten das sinnige Mitleben Steinhausens mit der Natur in ihrer stillen, unaufdringlichen Schönheit und ihrem sanften Frieden. Sehr schön war das Porträt der Gattin des Künstlers, ein vornehm harmonisches Werk nach Aufsfassung und Farbe.

Gleichzeitig sah man von Hans Thoma fünf Bilder: zwei Landschaften (davon eine von 1906), dann von 1880 die Tritonen, ferner von 1901 das Bild "Frühlingsarbeit", das mehr in der Geslamtstimmung als in den Einzelheiten befriedigt, und schließlich das Mädchen mit Erikastrauß, eine wohl in frühere Zeit zurückreichende Arbeit von einem altzweisterlichen Tenor in der ganzen Mache; das Entzückendste daran der Erikastrauß, wundervoll frisch und flott gemalt.

Zu Steinhausen und Thoma hängte man aus Privatbesitz neun Arbeiten Ferdinand Hoblers, stilistisch nicht gerade eine wohlklingende Zusammenstellung, aber höchst instruktiv. Die ungeheure Wucht und Schlagkraft der Zeichnung Hodlers

wirkte im Vergleich zu Steinhausen und Thoma geradezu elementar. Großartig in der Sichtbar= und Fühlbarmachung des Spiels der Muskeln, der höchsten, durch den ganzen Körper hindurch beben= den physischen Anstrengung, vor allem die beiden Vilder der Frau, die ihren Nachen durch den hochgehenden See rudert (ein Vild aus der früheren Zeit des Künstlers) und des Marignano-Kriegers, der kniend mit dem Schwert losschlägt. Wie fassen diese Hände bei Hodler an, wie ist jeder Nerv gespannt, wie wird die ganze Instensität der Bewegung völlig klar zum Bewußtsein gebracht.

Eine Kollektion Radierungen von Engländern und von Max Liebermann vervollständigt diese Ausstellung, die dem nachdenklichen Kunstfreunde interessante Fragen stellt und ihm wertvolle Maßstäbe nach verschiedenen Richtungen hin liesert, d. B. für die Beurteilung dessen, was in der Kunst monumentales Auffassen und Schaffen bedeutet.

Literatur und Kunst des Pluslandes

Die Sohentwiel=Spiele in Singen. Es ist nun bereits der dritte Sommer, da in der mächtig aufstrebenden badischen Stadt Singen die "Sohentwiel=Spiele" zur Aufführung gelangen. Daß dem großen Unternehmen nicht nur ein Reklamebedürf= nis für die der Schweizer Grenze fo nahe gelegene Stadt Singen zu Grunde liegt. haben die zahlreichen Kritiken der deutschen und schweizerischen Presse übereinstimmend bezeugt. Einen großen Idealismus wird man dem Singener Komitee nicht ab= sprechen können, wenn man hört, daß es trot den bedeutenden finanziellen Ginbußen, welche die Jahre 1906 und 1907 angaben, diesen Sommer noch einen dritten Versuch wagt. Wer die erste Aufführung der diesjährigen Sohentwiel-Spiele am Auffahrtstage gesehen und die Darbietungen der beiden früheren Jahre

neuerdings vor seinem geistigen Auge aufe erstehen ließ, wird sich gestehen müssen, daß hier ein ernster Bersuch vorliegt, breitere Gassen für ein gutes und edles Bolksschauspiel zu genießen.

Lorenz' "Reichssturmsahne" und Wilsbenbruchs "Rabensteinerin", die HohentswielsSpiele der beiden Borjahre, haben jett in dem EkkehardsSpiel eine Fortsetung gefunden. In dem stimmungsvollen Festspielhaus am Fuße des Hohentswiel den tragischen Liebesroman des träumerischen St. Galler Mönches und der stolzen Schwabenherzogin Hadwig zu neuem Leben auferstehen zu lassen — dieser Gedanke hat entschieden etwas Versührerisches an sich. Vittore Pisano hat das jedenfalls auch gefühlt; denn sonst hätte er sich nicht rechtschaffen absgemüht, um aus dem wundervollen Ros